Leseprobe

Inger Bråtveit
Vogelmiere
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €

amazon.de Thalia Hugendubel.de Das Lesen ist schön!

Seiten: 240

Erscheinungstermin: 12. August 2026

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

Inhalte

- Buch lesen
- Autor*in

Zum Buch

Ein berührendes, inspirierendes Buch über die Kraft des Ortes der eigenen Kindheit

Die Erzählerin fährt mit ihrer kleinen Tochter von Oslo stundenlang Richtung Westen, bis sie in dem winzigen Ort ankommen, in dem sie aufgewachsen ist. Wie fühlt es sich an, den eigenen Heimatort ganz neu wahrzunehmen, ihn der eigenen Tochter zu zeigen und sich den Erinnerungen hinzugeben? »Vogelmiere« erzählt davon, wie es ist, jung zu sein, von der Entdeckung der Natur auf eigene Faust - und der Freude und Wehmut einer Mutter, der Tochter beim Spielen und Aufwachsen zuzusehen. Elegant wechselt Bråtveit zwischen dem Alltäglichen und dem, was sie als Autorin, Mutter und Landkind umtreibt. Ein kluger autofiktionaler Text über Brüche und Übergänge im Leben, über Tochterschaft, Mutterschaft, über das, was uns seit Kindertagen prägt und trägt.

Autor

Inger Bråtveit

Inger Bråtveit, geboren 1978 in Bergen, gehört zu den interessantesten jüngeren Autorinnen Norwegens und wurde für ihre Romane vielfach ausgezeichnet, zum Beispiel mit dem Preis für neue norwegische Literatur. Für ihr Werk »Überall ist Wasser« erhielt sie höchstes Lob für die kunstvoll Form zwischen persönlichen Reflexionen und essayistischen Betrachtungen. In ihrem neuesten Buch "Vogelmiere", das überragende Besprechungen erhielt, erzählt sie von ihrem Aufwachsen auf dem

Die Erzählerin fährt mit ihrer kleinen Tochter von Oslo stundenlang Richtung Westen, bis sie in dem winzigen Ort ankommen, in dem sie aufgewachsen ist. Wie fühlt es sich an, den eigenen Heimatort ganz neu wahrzunehmen, ihn der eigenen Tochter zu zeigen und sich den Erinnerungen hinzugeben?
»Vogelmiere« erzählt davon, wie es ist, jung zu sein, von der Entdeckung der Natur auf eigene Faust – und der Freude und Wehmut einer Mutter, der Tochter beim Spielen und Aufwachsen zuzusehen. Elegant wechselt Bråtveit zwischen dem Alltäglichen und dem, was sie als Autorin, Mutter und Landkind umtreibt. Ein kluger autofiktionaler Text über Brüche und Übergänge im Leben, über Tochterschaft, Mutterschaft, über das, was uns seit Kindertagen prägt und trägt.

Inger Bråtveit, geboren 1978 in Bergen, gehört zu den interessantesten jüngeren Autorinnen Norwegens und wurde für ihre Romane vielfach ausgezeichnet, zum Beispiel mit dem Preis für neue norwegische Literatur. Ihr Werk »Überall ist Wasser« (btb 2025) wurde für seine kunstvolle Verknüpfung von persönlicher Reflexion und essayistischen Betrachtungen sehr gelobt.
In Norwegen ist Bråtveit außerdem als Lyrikerin und Kinderbuchautorin bekannt. Sie lebt in Oslo.

INGER BRÅTVEIT

VOGELMIERE

Roman

Aus dem Norwegischen
von Ebba D. Drolshagen

btb

Die norwegische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel »Vassarv« bei Oktober Forlaget, Oslo

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Diese Übersetzung wurde mit finanzieller Unterstützung von NORLA veröffentlicht.

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe August 2026
Copyright © der Originalausgabe 2023 by Inger Bråtveit
Published in agreement with Winje Agency A/S, Norway
© der deutschsprachigen Ausgabe 2026 by btb Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
Umschlaggestaltung: Semper Smile nach einem Entwurf von Egil Haraldsen
Satz:Uhl + Massopust, Aalen
ks · Herstellung: kh
Druck und Einband: Nørhaven A/S, Viborg
Printed in Denmark
ISBN 978-3-442-77171-4

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/penguinbuecher

KREISVERKEHR

AUF DEM PFERD sitzt, im Bronzerelief, mit Schwert und Soldaten im Rücken, Harald Hardråde, der letzte Wikingerkönig, gefallen 1066 bei der Schlacht von Stamford Bridge. Ich versuche, mir die Schlacht bei Stiklestad von 1030 vorzustellen oder wie Harald Hardråde in Gardarike und Miklagard einritt. Am Wohnheim hinter dem Denkmal, auf der anderen Seite des Zebrastreifens über den Kreisverkehr, ziehen zwei Männer mit gebeugten Knien ein Fahrrad an einem Seil in den zweiten Stock. Unten im Parterre klebt in einem Fenster eine gelbe Smiley-Zeichnung. Vor der Haustür lehnen Fahrräder, daneben ein Kinderwagen. Er sieht neu aus. Ein Stück weiter an der Straße, wo Nachbarn vor Ostern Tulpen und Stiefmütterchen gepflanzt haben, steht ein schwarzer Koffer mit weißen Punkten am Laternenmast. Neben dem Koffer liegen eine lila Sonnenbrille und ein Kartenspiel.

Über die glatten Fylkessteinmauern des Gefängnisses jagen Schwalben. Im Wäldchen, am Weg entlang an der Mauer, lassen zwei Frauen ihre Hunde von der Leine. Die Hunde laufen mit hängender Zunge; als einer einen Stock von der Erde klaubt, reckt sich der Schwanz des anderen. Die Schwalben jagen über die Wasserflächen im Elefantenpark, wo der Hovinbekken in einer neu angelegten

Skulpturenlandschaft durch den Klosterenga-Park geleitet wird.

Es ist warm, die Schwalben jagen über die Schweigaards gate und die Osloer Haftanstalt, über Steinskulpturen, Fixernadeln, Gefängnismauern, Asphalt und Zement, über Picknickdecken mit Kiwi und Melone, über Löwenzahn, Weidenröschen, Stiefmütterchen. Die Schwalben jagen über den Graben, wo ein Bagger den Hovinbekken wieder freigelegt hat. Sie jagen im Berufsverkehr über Jugendliche auf Elektrorollern, Senioren mit Rollatoren, Skater mit dem Brett unter dem Arm, den alten Punker, den Fußballtrainer, die Kassiererin, den Lehrer, die alleinerziehende Mutter mit Zwillingswagen, den Freiberufler, die Krankenschwester, die Jugendlichen in Daunenjacken, die sich im Haltestellenhäuschen drängen, wo gerade der 37er-Bus kommt.

Am Harald Hardråde-Platz umrundet er den Kreisverkehr und fährt die Straße hoch. Auf den Bahngleisen naht der Langholz-Zug. Die Schwalben jagen über die Gamlebyen-Schule, den alten Bischofssitz und die Klosterruinen. Durch die Dronning Eufemias gate. Sie jagen über die Brücke in Richtung Sukkerbiten, zum Opernhaus und dem Munch-Museum, über das Schild, das das Füttern von Vögeln untersagt. In einem Hinterhof in Gamlebyen singen laut ein paar Mädchen, in der kleinen Hütte auf dem Spieleturm sitzt meine Tochter.

DER ERSTE SCHRITT

ICH WARTE AUF dem Balkon, dass sie kommt. Über die Schwelle tritt, über das Pflaster geht, an den Kübeln mit Margeriten und Pelargonien vorbei. Vorbei an den Mülltonnen mit Essensresten, Windeln, Milchkartons und Papier, vorbei am Fahrradständer, an der Trockenspinne, wo die Wäsche der vietnamesischen Nachbarn aus dem Erdgeschoss im Wind flattert, vorbei am Grill, über den Pfad zu den Beeten, Himbeeren, Erdbeeren und Johannisbeeren, zu den Schaukeln.

Sie geht aus der Tür, die Treppen hinunter, drei Stockwerke. Sie hat sich selbst angezogen: das Jeanskleid über den hellgrünen Tüllrock, T-Shirt und Strumpfhosen mit blau-schwarzem Wellenmuster. Meine Tochter ist viereinhalb Jahre alt. Es ist Sommer, sie geht durch das Treppenhaus, das sie früher einmal hinaufgetragen, später hinuntergeführt wurde, hinaus in den Hinterhof, in den Sommer.

In der Hosentasche vibriert mein Smartphone, ein Foto von meiner Freundin aus Kindertagen. Ihre Töchter baden im aufblasbaren Planschbecken vor dem Haus. Im Hintergrund ist der Fjord. Die Mädchen im Badeanzug lächeln. Heute Nacht zelten sie im Garten, schreibt meine Freundin. Dir und deiner Familie noch einen schönen

Sommer, schreibe ich und drücke auf Senden. Vom Balkon aus behalte ich die Haustür im Blick, da kommt sie über die Türschwelle, ihre Haare stehen in alle Richtungen ab. Ist das ein Heiligenschein? Nein, sie hat sich einen silberfarbenen Reif ins Haar geschoben.

Zielbewusst und mit festen Schritten geht sie am Sandkasten mit den Schaufeln, den Eimern und der Katzenscheiße vorbei über die Wiese zu den Schaukeln, klettert in den Autoreifen an Ketten und ruckelt sich zurecht. Sie umfasst die Ketten. Streckt die Beine weit nach vorn, nach hinten, wird immer schneller. Wieder und wieder holt sie kräftig Schwung. Ich umklammere das Balkongeländer, würde am liebsten rufen: Nicht so hoch! Nicht so schnell! Nicht so wild! Nicht noch schneller, okay?

Selbstverständlich tue ich das nicht. Selbstverständlich. Ich stehe auf dem Balkon und sehe sie im Hinterhof schaukeln. In diesem Moment höre ich Mädchenstimmen, eifrig, lachend und quietschend. Sie kommen von der anderen Seite des Hinterhofs, laufen über das Kopfsteinpflaster, durch die Hecken und Büsche. Meine Tochter wird langsamer, hüpft von der Schaukel. Fast hätte der Reifen sie in den Rücken getroffen und umgeschubst.

Vier Mädchen verteilen sich auf die Schaukeln, meine Tochter klettert auf den Spielturm. Sie sitzt im Häuschen des Turms, als die Nachbarmädchen das Lied anstimmen, das seit dem Frühjahr und bis in den Sommer hinein in allen Kindergärten und Schulen zu hören ist. Es wird von zwei Mädchen gesungen. Das Duo heißt Vilde und Anna, sie sind zwölf und dreizehn Jahre alt. Sie besingen jenen

Teil des Landes, in dem ich aufgewachsen bin. Wie schön es dort sei. Nun ist das Lied auch in unserem Hinterhof angekommen, im östlichen Oslo. Es handelt davon, dass sich das Leben an dem Tag ändert, an dem du sechzehn wirst. Wenn du sechzehn wirst, musst du das Tal verlassen, wo du aufgewachsen bist. Du musst zur Schule gehen und in einem möblierten Zimmer oder Internat wohnen. Wenn du sechzehn bist, musst du allein zurechtkommen. Dann bist du erwachsen. Das Lied handelt von Entscheidungen, davon, wie wichtig es ist, die richtige Wahl zu treffen. Was du mit sechzehn entscheidest, wird mitbestimmen, welches Leben du einmal führst.

Die Mädchen schaukeln in hohem Tempo. Ihre Haare fliegen im Wind, und sie singen weiter von dem Mädchen, das schon immer aus dem Tal fortwollte, aber leider ist es der schönste Ort der Welt: »Über einen Berg, durch einen Tunnel, über eine Brücke, da ist dein Zuhause.« Sie soll nie vergessen, was für ein Glück es ist, dort zu leben: in Westnorwegen.

Ich kann sie nicht sehen, weiß aber, dass sie unter dem Dach des Hüttchens auf dem Spieleturm sitzt. Die Mädchen singen. Von der Tür des Hüttchens geht die Rutsche zum Spielplatz, wo Tretroller und Dreiräder übereinanderliegen. Meine Tochter sitzt in der Hütte und hört dem Lied der Mädchen zu. Die Akustik ist gut. Im Hinterhof hallen die Geräusche zwischen den Mietshäusern. Die Blumen blühen, Fenster und Türen stehen offen. Über die alte Eiche im Hinterhof, über das Dach zum Kreisverkehr, zum Denkmal aus Granit, über Harald Hardråde hinweg jagen die Schwalben, und die Mädchen singen.

SCHWEISS UND GISCHT

DIE TAGE KAMEN und gingen. Im Wald sangen die Grashüpfer. Im Hinterhof sangen die schaukelnden Mädchen. Vor dem Fenster hielten der 100er-Bus und der 37er-Bus mindestens einmal pro Viertelstunde. Unten in der Stadt, am Fjord, in Sørenga, dem Neubauviertel, brauste das Schiff mit weit mehr als fünf Knoten auf den Kai zu. Der Steg schaukelte heftig. Dort lag ich und las ein Buch. Schlugen die Wellen über das Buch? Lief das salzige Wasser über die Seiten?

Meine Tochter war im Kindergarten; das Letzte, was sie zu mir sagte, bevor ich das Tor zum Kindergarten schloss, war: »Mama, Hunde und Katzen sind süß, oder?« »Ja.« »Benutzen Hunde Sonnencreme?« »Nein«, sagte ich und lachte. »Zum Geburtstag wünsche ich mir einen Hund.« Ich umarmte sie. Jetzt war Sommer, die Wassertemperatur war ideal. Ich war lange geschwommen. Das Buch handelte von Geburten und Apfelbäumen. Davon, sich nach der Arbeitswoche den Schmutz abzuwaschen. Von Mühsal und der Solidarität unter Frauen, die auf dem Acker arbeiten und Kinder zur Welt bringen. Die Quittung sind Schweiß, Schmutz und erschöpfte Körper. Am Ende der Arbeitswoche ist der Schmutz so tief eingedrungen, so festgebacken, dass man sich nicht wun-

dern müsste, wenn auch die Seelen der Frauen schwarz wären.

Die Männer besitzen das Land. Die Frauen sollen tragen und ertragen, gebären, aufziehen und bewirtschaften. Alles soll der Frauenkörper ertragen, fünfzehn Geburten; wie ein Ding zwischen Maschine und Tier, oder wie ein üppiger Apfelbaum, ist die Frau dem Mann und der Ehe untergeordnet, bis zu dem Tag, an dem der Baum, also die Frau, keine essbaren Früchte mehr trägt.

In der Sonne trocknen die Seiten mit welligen Salzrändern. Es sollte ein Menschenrecht sein, unter sicheren Umständen zu gebären. Wir haben Glück, dachte ich, die wir jetzt leben, in dieser Zeit und in unserem Teil der Welt. Nicht nur wegen des Zugangs zu Wasser, um sich nach der Arbeit den Schweiß abzuwaschen, sondern wegen all der erkämpften Privilegien: Entbindungsstationen und Futtererntemaschinen, Waschmaschinen und Elektrizität, Empfängnisverhütung, Kaiserschnitt und Ehescheidung, Mähmesser und Pflegeheime, gleicher Lohn, Kindergärten, Schulpflicht und öffentliche Schwimmbäder. Wir haben Glück, wiederholte ich und wusste nicht, wie viel Glück wir tatsächlich hatten.

SIBIRISCHE KÄLTE IM BARCODE

ES IST JANUAR. Es wird Februar, es ist sibirisch kalt. Es ist Montag, Dienstag, Mittwoch oder Donnerstag. Der Himmel ist ein Seidenkissen in Pastellrosa. Auf den Wasserflächen im Mittelalterpark liegt Eis. Erwachsene und Kinder laufen auf Schlittschuhen zügig im Kreis. Ich gehe die Dronning Eufemias gate bis zur Operagata, vorbei an drei blauen Kleidern in den Fenstern der Kostümwerkstätten. Da steht, dass eines der Kleider Königin Sonja gehört hat. Ich gehe hinter das Munch-Museum. Auf dem innersten Zipfel des Oslofjords liegt eine dicke Eisschicht. Im eisfreien Teil, an der schwimmenden Sauna-Insel und der Fußgängerbrücke zur Halbinsel Sukkerbiten, haben sich die Schwäne versammelt.

Auf dem Steg beugt sich eine Frau in einer Canada Goose-Jacke und mit einem Stirnband im langen blonden Haar über eine Einkaufstüte. Sie nimmt eine Brotscheibe heraus und bricht sie in kleine Stücke. Die Schwäne recken die Hälse, die Enten stürmen herbei. Dann kommen die Möwen. »Sie verhungern«, sagt sie. »Der Fjord friert zu und die Schwäne finden nichts zu fressen. Sehen Sie den da?« Ich drehe mich zu den Gebäuden, die digitale Strichcodes in Beton symbolisieren sollen. Ich blicke über den Fjord, in Richtung Akershus Festung und zur Kulturarena

SALT. Das Color Fantasy-Schiff liegt mit laufenden Motoren am Kai. Ist die Kielfähre größer als das Rathaus? Die Frau deutet auf einen Schwan, der sich hinter zwei kleineren grauweißen Schwänen aufplustert und die Flügel ausbreitet. »Das ist der Schwanenvater«, sagt die Frau. »Ein Hund, der nicht angeleint war, hat die Mutter in den Hals gebissen. Jetzt macht der Vater alles, was er kann, um seine Kinder zu beschützen. Wohnen Sie hier?« Die Frau sieht mich an. »Ja«, sage ich, »etwas weiter oben, in Gamlebyen.« »Dann müssen Sie das weitersagen.« »Weitersagen?« »Dass die Leute die Schwäne füttern müssen«, antwortet sie. »Damit sie nicht verhungern.«

Es ist Viertel vor neun. Vor dem Opernhaus kreisen die Schwäne wie in einem Wasserballett. Ich habe gerade meine Tochter zur Schule gebracht. Wenn ich gehe, bebt der Steg. Gestern hat sie in der Toilette der Schulbibliothek den ersten Zahn verloren. Ein Mädchen aus ihrer Klasse hat ihn herausgezogen. Ich wusste nicht einmal, dass er locker war. Als ich sie später abholte, kam sie aus dem Schultor und hatte den Zahn in der Hosentasche. »Guck mal, Mama«, sagte sie und hielt ihn mir hin.

Ich gehe am Kai an den dunklen Restaurants entlang, an den Außenterrassen von New Flavors of India, Seaport, Indian Street Food, Mirabel und Coyo. Aus Lautsprechern schallt Musik über leere Stühle und Tische. Ich gebe es auf, nicht mehr an das Pferd von heute Nacht denken zu wollen: Rinnsale kamen durch den Türspalt, breiteten sich in Pfützen über den Boden. Wasser drang unter der Tür durch, das Bett hob sich vom Boden und trieb durchs Schlafzimmer. Die Bücherregale wurden überschwemmt,

dann versanken sie. Schreibtisch und Stuhl lösten sich vom Boden. Der Stuhl mit den vier Beinen schaukelte. Der Schreibtisch hing unter der Decke. Bald war das ganze Zimmer voll Wasser. Ich musste raus, konnte aber den Türgriff nicht finden.

Das Wasser ist braun, aber zwischen treibenden Büchern und Möbeln sind bleiche Gesichter. Die Gesichter starren mich an. Können sie nicht sprechen? Sie kommen auf mich zu. Frauen, Kinder, Männer und Alte, die ich noch nie gesehen habe und doch merkwürdig bekannt sind. Woher kommen sie? Wer sind sie? Sind das Borghild und Eirik? Wo ist die übrige Familie? Ich höre Stimmen, die sprechen, aber nicht, was gesagt wird. Sie sprechen eine Sprache, die ich nicht verstehe. Das Wasser wird kristallklar und beginnt als roter Fluss abzufließen.

Er fließt aus dem Fenster und die Treppen hinunter. Im Fluss treibt ein Pferd. Im Pferd liegt ein Fohlen. Im Fohlen liegt ein Samen, der nie zur Blume wurde. Im Pferd liegen das Fohlen und der Samen, der weder Blume noch Baum wurde und deshalb auch kein Wald. Im Pferdebauch liegt das Fohlen in Fruchtwasser eingeschlossen. Elf Monate lang wird das Pferd so gehen, bevor das Fohlen geboren und dann verkauft wird. Das Fohlen wird in einem Anhänger fortgebracht werden, am Fjord entlang, durch einen Tunnel nach dem anderen. In den Kurven über die Berge steht es, auch mein Vater steht. Er hält das Fohlen, als wäre es ein Kind.

Das Fohlen ist wie das Pferd oder wie die magere Greisin im Seniorenheim. Sie will weg aus dem Heim und sucht

in dem langen Flur nach dem Ausgang. Alles ist abgeschlossen. »Ich kann nicht mehr«, sagt sie. »Ich bin allein und ich bin arm.« Die Frau weigert sich, wieder zu den anderen zu gehen, die im Kaminzimmer zusammen singen. »Ich bleib hier so lange stehen, bis ich umfalle«, sagt sie und geht weiter. Wacklig weiter, dorthin, wo sie sich den Ausgang erhofft.

Ich gehe den Kai entlang und wiederhole im Stillen, was ich gestern zu meiner Tochter gesagt habe: Wir backen einen Kuchen. Den Kuchen verzieren wir mit Gummibärchen, Zuckerperlen, Smarties und Geleefrüchten. Wir haben lila Servietten. Wir kaufen eine Piñata. Die Piñata soll ein Einhorn sein, das mit Süßigkeiten gefüllt wird. Das wird richtig, richtig gut, nicke ich dem Jogger in Langlaufklamotten zu, der Skier und Stöcke unter dem Arm trägt.

Ein Mann mit roter Mütze, Jogginghose und Zwillingswagen schiebt vorbei. Wenn die Bauarbeiter mit den gelben Helmen in ihre Mobiltelefone sprechen, steigt ihnen der Frosthauch wie Nebel aus dem Mund. Mir fällt ein Satz ein, den ich mal mit Füller geschrieben haben muss. Wir lieben unsere Mütter unbewusst und begreifen erst bei der endgültigen Trennung, wie tief verwurzelt diese Liebe ist. Wo habe ich das gehört oder gelesen? Was ist die endgültige Trennung? Das Abnabeln? Das Abstillen? Der Tod? Der Grabstein?

Ich ziehe die Pelzmütze tiefer in die Stirn, gehe den Kai entlang, sehe das schwarze Pferd mit dem weißen Stern vor mir. Die Skulptur »The Last Horse on Earth« (2011)

von Roland Persson wurde in einem Museum westlich von Oslo in *Schrei – Eine Ausstellung über Angst* gezeigt. Das Pferd kniete mit den Vorderbeinen auf einem Rokokostuhl mit zerbrochener Rückenlehne. Bauch und Hufe waren bandagiert. Der linke Vorderfuß abgebrochen. Auf dem Boden lagen ein Schubkarrenrad, eine gelbe Häkeldecke mit getrockneten Blutflecken und eine umgekippte Blumenvase. Waren die Blumen Osterglocken? Orchideen? Schneeglöckchen?

Es ist glatt. Die Tropfen an der Badeleiter sind zu Eiszapfen gefroren. Auf dem Kai liegt Schnee, darunter ist Eis. Ich trage die Jacke und zwei Schichten Wolle. Zuunterst den Badeanzug. Der Körper ist warm. Die Gedanken zerklüftet wie ein Treibeisgürtel. Ich blicke hinüber zur dünnen Eisschicht am Yachthafen bei Hovedøya. Kommen Gedanken, bevor sie zu Sätzen niedergeschrieben werden, aus kalbenden Eismassen? Muss ich aufs Frühjahr warten, um mich schriftlich auszudrücken? Wie spreche ich, wenn ich nicht schreibe? Aufgebrochen in Schollen, zu Blöcken zusammengepresst? Manch ein schwer beladener Satz ist zu Bruch gegangen, weil er im Packeis stecken blieb.

Ich ziehe Schuhe und Socken aus. Stehe barfuß im Schnee vor der Badetreppe, spüre die Kälte ins Rückgrat steigen. Das Herz pumpt Blut durch den Körper. Ich atme tief ein, schließe die Augen. Sehe den Fluss, der durch das Tal fließt. Der Fluss fließt in den Fjord. Ich öffne die Augen, atme aus. Gleichen ungeschriebene Sätze nicht dem Wasser des trüben Teichs, auf dem weiße und gelbe Seerosen wippen?

Es wurde erzählt, auf dem Grund liege ein Pferd. Wenn es Winter wurde, fror der Teich zu. Bevor Frost und Schnee kamen, blubberte es da unten in den tieferen Schichten. Wenn wir Schlittschuh liefen, konnte ich unter dem Eis den Kopf erkennen. Ein Auge sah mich direkt an. Wir liefen in Runden, einen Kreis nach dem anderen, meine Geschwister und ich. Die jüngste Schwester macht nach jeder Runde über das Eis eine Pirouette. Dachte sie jemals an das Pferd, das direkt unter uns lag?

Das Pferd stand mitten im Raum. Es war nicht Winter, nicht Frühling, sondern Spätsommer, einer der letzten Tage im August. Das Pferd schien zu leben, war aber verletzt, kaputt: Die Zunge war mit einem Sportpflaster zur Schlinge geklebt. Der Bauch mit groben Stichen zusammengenäht. Ich konnte nur an mein Pferd denken. *Das ist nicht dein Pferd,* sagte meine Mutter. *Das Pferd ist ein Geschenk von deinem Großvater an den Hof.*

Langsam ging ich auf das Pferd zu. Es war gewichtlos, aus schwarzem Silikon gegossen. Wie widerstand ich der Lust, es umzustoßen? Der Schweif oder das, was davon übrig war, wurde durch Blasenfolie gestützt. Über dem Rücken, wo einmal der Sattel befestigt war, lag als wärmende Zudecke eine Glasfasermatte. Ich streichelte das Seidenschwarze unter dem weißen Stern. Das Pferd schwankte. »Armes Pferd«, sagte ich, aus Mitleid hätte ich ihm gern eine Kugel zwischen die Augen geschenkt.

Der Bildhauer hat die Realität in Gips gegossen. Das Pferd wurde nach einem Pferd aus dem Tierhospital Ultuna in Schweden modelliert. Als das Tier kam, war es

noch warm. Im Ausstellungskatalog beschreibt der Bildhauer Roland Persson, wie die Umwandlung und Ausformung vor sich ging. Über eine Stunde lang hatte keiner, der an dem Pferd arbeiten sollte, ein Wort gesagt. Es war, als wollten sie vor dem Pferd nicht darüber sprechen, was sie mit ihm anstellen würden.

Die Innereien wurden entnommen. Der Magensack, die Eingeweide, die Lunge. Als der Bildhauer und seine Helfer ans Werk gingen, dampfte das Pferd. Es musste entleert werden, bevor es zur Skulptur werden konnte. Als der Gips getrocknet war, wurde er zur Gussform für das Silikon. Dem Silikon wurden verschiedene Farbpigmente beigemischt. Die Augen des Pferds sind feucht und halb geschlossen. Das Maul ist eingetrocknet und deformiert. Ein Auge blickt mild. Und das andere Auge, ist es matt oder traurig? Das Auge ist wütend und sieht mich direkt an. Ich strich dem Pferd über den Rücken, aber der Körper war glatt wie Gummi und gehärtetes Plastik. Dieses Tier war einmal der Traber Speedy Ruth, der aber nicht mehr schnell genug rannte. Speedy Ruth wurde von einem lukrativen Traber zu einer naturalistischen Silikonskulptur.

Mein Pferd war über Stunden und Tage von Fieber geplagt. Mutter rief den Tierarzt an. Als er kam, war er gleich sicher: Kolik. Wenn das Pferd stirbt, dachte ich, sterbe ich auch. Aber ich war nicht das Pferd. Ich war ein Kind. Das Letzte, woran ich abends vor dem Einschlafen dachte, das Erste, wohin ich morgens nach dem Aufwachen lief, war das Pferd. An diesem Morgen stand es nicht mehr auf den Beinen, es lag. »Schon gut«, sagte ich